

Nr. 63. **Bromberg, den 10. August** **1923.**

Gustav Adolfs Page.

Novelle von Conrad Ferdinand Meyer.

(Schluß.) —— (Nachdruck verboten.)

Von Sommerende bis nach beendigter Lese und bis an einem frostigen Morgen die ersten dünnen Flocken über der Heerstraße wirbelten, ritt Page Leubelfing in Züchten neben seinem Paten, dem Obersten Ake Tott, in die Kreuz und Quer, wie es die Wechselfälle eines Feldzuges mit sich bringen. Dem Hauptquartier und dem Könige begegnete er nicht, da der Oberst meist die Vor- oder Nachhut führte. Aber Gustav Adolf füllte die Augen seines Geistes, wenn auch in verklärter und unnahbarer Gestalt, jetzt da er aufgehört hatte ihm durch die Locken zu fahren und der Page den Gebieter nachts nicht mehr an seiner Seite, nur durch eine dünne Wand getrennt, sich umwenden und sich räuspern hörte. Da geschah es zufällig, daß Leubelfing seinen König wieder mit Augen sah. Es war auf dem Marktplatze von Naumburg, wo sich der Page eines Einkaufs halber verspätet hatte und eben seinem Obersten nachsprengen wollte, welcher, dieses Mal die Vorhut befehligend, die Stadt schon verlassen hatte. Von einer immer dichter werdenden Menge mit seinem Roß gegen die Häuser zurückgedrängt, sah er auf dem engen Platze ein Schauspiel, wie ein ähnliches nur erst einmal menschlichen Augen sich gezeigt hatte, da vor vielen hundert Jahren der Friedestifter auf einer Eselin Einzug hielt in Jerusalem. Freilich saß Gustav auf einem stattlichen Streithengst, von geharnischten Hauptleuten auf mutigen Tieren umringt; aber Hunderte von leidenschaftlichen Gestalten, Weiber, die mit beiden gehobenen Armen ihre Kinder über die jubelnden Häupter emporhielten, Männer, welche die Hände streckten, um die Rechte Gustavs zu ergreifen und zu drücken, Mägde, die nur seine Steigbügel küßten, geringe Leute, die sich vor ihm auf die Knie warfen, ohne Furcht vor dem Hufschlag seines Tieres, das übrigens sanft und ruhig schritt, ein Volk in kühnen und von einem Sturm der Liebe und der Begeisterung ergriffenen Gruppen umwogte den nordischen König, der ihm seine geistigen Güter gerettet hatte. Dieser, sichtlich gerührt, neigte sich von seinem Rosse herab zu dem greisen Ortsgeistlichen, der ihm dicht vor den Augen Leubelfings die Hand küßte, ohne daß er es verwehren konnte, und sprach überlaut: „Die Leute ehren mich wie einen Gott! Das ist zuviel und gemahnt mich an mein Ende. Prediger, ich reite mit der heidnischen Göttin Viktoria und mit dem christlichen Todesengel!“

Dem Pagen quollen die Tränen. Als er aber gegenüber an einem Fenster die Königin erblickte und ihr der König einen zärtlichen Abschied zuwinkte, schwoll ihm der Busen von einer brennenden Eifersucht.

Kaum eine Woche später, als die schwedischen Scharen auf dem blachen Felde von Lützen sich zusammenzogen, marschierte Ake Tott seitwärts unweit des Wagens, darin der König fuhr. Da erblickte Leubelfing einen Raubvogel, der unter zerrissenen Wolken schwebend auf das Hartnäckigste sich über der königlichen Gruppe hielt und durch die Schüsse des Gefolges sich nicht erschrecken und nicht vertreiben ließ. Er gedachte des Lauenburgers, ob seine Rache über Gustav Adolf schwebe. Das arme Herz des Pagen ängstigte sich über alles Maß. Wie es frühe dunkelte, wuchs seine Angst, und da es finster geworden war, gab er, sein Ehrenwort brechend, dem Rosse die Sporen und verschwand aus den Augen des ihm „Treubrüchiger Bube!“ nachrufenden Obersten.

In unaufhaltsamem Ritte erreichte er den Wagen des Königs und mischte sich unter das Gefolge, das am Vorabende der erwarteten großen Schlacht ihn nicht zu bemerken oder sich nicht um ihn zu kümmern schien. Der König gedachte dann die Nacht in seinem Wagen zuzubringen, wurde aber durch die Kälte genötigt, auszusteigen und in einem bescheidenen Bauernhause ein Unterkommen zu suchen. Mit Tagesanbruch drängten sich in der niedrigen Stube, wo der König schon über seinen Karten saß, die Ordonnanzen. Die Aufstellung der Schweden war beendigt. Es begann die der deutschen Regimenter. Page Leubelfing hatte sich, von dem Kammerdiener des Königs, der ihm wohlwollte, erkannt und nicht zur Rede gestellt, den in seinem Gestick das schwedische Wappen tragenden Schemel wieder erobert, auf welchem er sonst neben dem Könige gesessen, und sich in einer Ecke niedergelassen, wo er hinter den wechselnden kriegerischen Gestalten verborgen blieb.

Der König hatte jetzt seine letzten Befehle gegeben und war in der wunderbarsten Stimmung. Er erhob sich langsam und wendete sich gegen die Anwesenden, lauter Deutsche, unter ihnen mehr als einer von denjenigen, welche er im Lager bei Nüremberg mit so harten Worten gezüchtigt hatte. Ob ihn schon die Wahrheit und die Barmherzigkeit jenes Reiches berührte, dem er sich nahe glaubte? Er winkte mit der Hand und sprach leise, fast wie träumend, mehr mit den geisterhaften Augen als mit dem kaum bewegten Munde:

„Herren und Freunde, heute kommt wohl mein Stündlein. So möcht' ich Euch mein Testament hinterlassen. Nicht für den Krieg sorgend — da mögen die Lebenden zusehen. Sondern — neben meiner Seligkeit — für mein Gedächtnis unter Euch! — Ich bin über Meer gekommen mit allerhand Gedanken, aber alle überwog, ungeheuchelt, die Sorge um das reine Wort. Nach der Viktorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiser einen läßlichen Frieden vorschreiben und nach gesichertem Evangelium mit meiner Beute mich wie ein Raubtier zwischen meine schwedischen Klippen zurückziehen. Aber ich bedachte die deutschen Dinge. Nicht ohne ein Gelüst nach Eurer Krone, Herren! Doch, ungeheuchelt, meinen Ehrgeiz überwog die Sorge um das Reich! Dem Habsburger darf es unmöglich länger gehören, denn es ist ein evangelisches Reich. Doch Ihr denket und sprechet: ein fremder König herrsche nicht über uns! Und Ihr habet recht. Denn es steht geschrieben: der Fremdling soll das Reich nicht ererben. Ich aber dachte letztlich an die Hand meines Kindes und an einen Dreizehnjährigen . . .“ Sein leises Reden wurde überwältigt von dem stürmischen Gesange eines thüringischen Reiterregimentes, das, vor dem Quartier des Königs vorbeiziehend, mit Begeisterung die Worte betonte:

„Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen schon . . .“

Der König lauschte und ohne seine Rede zu beendigen, sagte er: „Es ist genug, alles ist in Ordnung,“ und entließ die Herren. Dann sank er auf das Knie und betete.

Da sah der Page Leubelfing mit einem rasenden Herzklopfen, wie der Lauenburger eintrat. Als ein gemeiner Reiter gekleidet, näherte er sich in kriechender und zerknirschter Haltung und reckte die Hände flehend gegen den König aus, der sich langsam erhob. Jetzt warf er sich vor ihm nieder, umfing seine Knie, schluchzte und schrie ihn an mit den beweglichen Worten des verlorenen Sohnes: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir!“ und wiederum: „Ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!“

und er neigte das reuige Haupt. Der König aber hob ihn vom Boden und schloß ihn in seine Arme.

Vor den entsetzten Augen des Pagen schwammen die sich umschlungen Haltenden wie in einem Nebel. „War das, konnte das die Wahrheit sein? Hatte die Heiligkeit des Königs an einem Verworfenen ein Wunder gewirkt? Oder war es eine satanische Larve? Mißbrauchte der ruchloseste der Heuchler die Worte des reinsten Mundes?“ So zweifelte sie mit irren Sinnen und hämmernden Schläfen. Der Augenblick verrann. Die Pferde wurden gemeldet und der König rief nach seinem Lederwams. Der Kammerdiener erschien, in der Linken den verlangten Gegenstand, in der Rechten aber einen an der Halsöffnung gefaßten blanken Harnisch haltend. Da entriß ihm der Page den kugelfesten Panzer und machte Miene, dem König behilflich zu sein, denselben anzulegen. Dieser aber, ohne über die Gegenwart des Pagen erstaunt zu sein, weigerte sich mit einem unbeschreiblich freundlichen Blick und fuhr Leubelfing durch das krause Stirnhaar, wie er zu tun pflegte. „Gust,“ sagte er, „das geht nicht. Er drückt. Gib das Wams.“

Kurz nachher sprengte der König davon, links und rechts hinter sich den Lauenburger und seinen Pagen Leubelfing.

V.

In der Pfarre des hinter der schwedischen Schlachtlinie liegenden Dorfes Meuchen saß gegen Mitternacht der verwitwete Magister Todänus hinter seiner Foliobibel und las seiner Haushälterin, Frau Ida, einer zarten und ebenfalls verwitweten Person, die Bußpsalmen Davids vor. Der Magister — übrigens ein wehrhafter Mann mit einem derben, grauen Knebelbarte, der ein paar Jugendjahre unter den Waffen verlebt hatte — betete dann inbrünstig mit Frau Ida für die Erhaltung des protestantischen Helden, der eben jetzt in kleiner Entfernung das Schlachtfeld, er wußte nicht, ob behauptet oder verloren hatte. Da pochte es heftig an das Hoftor und die geistergläubige Frau Ida erriet, daß sich ein Sterbender melde.

Es war so. Dem öffnenden Pfarrer wankte ein junger Mensch entgegen, bleich wie der Tod, mit weit geöffneten Fieberaugen, barhaupt, an der Stirn eine klaffende Wunde. Hinter ihm hob ein anderer einen Toten vom Pferde, einen schweren Mann. In diesem erkannte der Pfarrer trotz der entstellenden Wunden den König von Schweden, welchen er in Leipzig einziehen gesehen und dessen wohlgetroffener Holzschnitt hier in seinem Zimmer hing. Tief ergriffen bedeckte er das Gesicht mit den Händen und schluchzte.

In fieberhafter Geschäftigkeit und mit hastiger Zunge begehrte der verwundete Jüngling, daß sein König im Chor der anstoßenden Kirche aufgebahrt werde. Zuerst aber forderte er laues Wasser und einen Schwamm, um das Haupt voll Blut und Wunden zu reinigen. Dann legte er mit der Hilfe des Gefährten den Toten, welcher seinen Armen zu schwer war, auf ein ärmliches Ruhebett, sank daran nieder und betrachtete das wachsfarbene Antlitz liebevoll. Als er es aber mit dem Schwamm berühren wollte, wurde er ohnmächtig und glitt vorwärts auf den Leichnam. Sein Gefährte hob ihn auf, sah näher zu und bemerkte außer der Stirnwunde eine zweite, eine Brustwunde. Durch einen frischen Riß im Rocke neben einem über dem Herzen liegenden geflickten Risse sickerte Blut. Das Gewand seines Kameraden vorsichtig öffnend, traute der schwedische Kornett seinen Augen nicht. „Hol' mich! straf' mich!“ stotterte er, und Frau Ida ,welche die Schüssel mit dem Wasser hielt, errötete über und über.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen und der Oberst Ake Tott trat herein. In Proviantsachen rückwärts gesendet, war er nach verrichtetem Geschäfte dem Schlachtfelde wieder zugeeilt und hatte in der Dorfgasse, vor dem Kruge ein Glas Branntwein stürzend, die Mär vernommen von einem im Sattel wankenden Reiter, der einen Toten vor sich auf dem Pferde gehalten.

„Ist es wahr, ist es möglich?“ schrie er und stürzte auf seinen König zu, dessen Hand er ergriff und mit Tränen benetzte. Nach einer Weile sich umwendend, erblickte er den Jüngling, welcher in einem Lehnsessel ausgestreckt lag, seiner Sinne unmächtig. „Alle Teufel,“ rief er zornig, „so hat sich die Gustel doch wieder an den König gehängt!“

„Ich fand den jungen Herrn, meinen Kameraden,“ bemerkte der Kornett vorsichtig, „wie er, den toten König vor sich auf dem Pferde haltend, über das Schlachtfeld sprengte. Er hat sich für die Majestät geopfert!“

„Nein, für mich!“ unterbrach ihn ein langer Mensch mit einem Altweibergesicht. Es war der Kaufherr Laubfinger. Um eine beträchtliche, durch den Krieg gefährdete Schuld einzutreiben, hatte er sich aus dem sichern Leipzig herausgewagt und unwissend dem Schlachtfelde genähert. In die von Gepäckwagen gestaute Dorfgasse geraten, war er dann dem Obersten nachgegangen, ihn um eine salva guardia zu ersuchen. In einem überströmenden Gefühle von Dankbarkeit und von Erleichterung erzählte er jetzt den Anwesenden umständlich die Geschichte seiner Familie. „Gustel, Gustel,“ weinte er, „kennst du noch dein leibliches Vetterchen? Wie kann ich dir's bezahlen, was du für mich getan hast?“

„Damit, Herr, daß Ihr das Maul haltet!“ fuhr ihn der Oberst an.

Der Pfarrer aber trat in das Mittel und sprach mit ruhigem Ernst: „Herrschaften, Ihr kennt diese Welt. Sie ist voller Lästerung“. Frau Ida seufzte. „Und da am meisten, wo ein großer und reiner Mensch eine große und reine Sache vertritt. Würde der leiseste Argwohn dieses Andenken trüben,“ — er zeigte den stillen König — „welches Fabelgeschöpf würde nicht die papistische Verleumdung aus dieser armen Mücke machen,“ und er deutete auf den ohnmächtigen Pagen, „die sich die Flügel an der Sonne des Ruhmes verbrannt hat! Ich bin wie von meinem Dasein überzeugt, daß der selige König von diesem Mädchen nichts wußte.“

„Einverstanden, geistlicher Herr,“ schwur der Oberst, „auch ich bin davon, wie von meiner Seligkeit nicht durch die Werke, sondern durch den Glauben überzeugt.“

„Sicherlich,“ bestätigte Laubfinger. „Sonst hätte der König sie heimgeschickt und auf mich gefahndet.“

„Hol' mich, straf' mich!“ beteuerte der Kornett und Frau Ida seufzte.

„Ich bin ein Diener am Wort, Ihr traget graues Haar, Herr Oberst, Ihr, Kornett, seid ein Edelmann, es liegt in Eurem Nutzen und Vorteil, Herr Laubfinger, für Frau Ida bürge ich: wir schweigen.“

Jetzt öffnete der Page die sterbenden Augen. Sie irrten angstvoll umher und blieben auf Ake Tott haften: „Pate, ich habe dir nicht gehorsamt, ich konnte nicht — ich bin eine große Sünderin.“

„Ein großer Sünder,“ unterbrach sie der Pfarrer streng. „Ihr redet irre! Ihr seid der Page August Leubelfing, ehelicher Sohn des nürembergischen Patriziers und Handelsherrn Arbogast Leubelfing, geboren den und den, Todes verblichen den siebenten November eintausendsechshundertzweiunddreißig an seinen Tages vorher in der Schlacht bei Lützen empfangenen Wunden, pugnans cum rege Gustavo Adolpho.“

„Fortiter pugnans!“ ergänzte der Kornett begeistert.

„So will ich auf Euren Grabstein setzen! Jetzt aber machet Euren Frieden mit Gott! Euer Stündlein ist gekommen.“ Der Magister sagte das nicht ohne Härte, denn er konnte seinen Unmut gegen das abenteuerliche Kind, das den Ruf seines Helden gefährdet hatte, nicht verwinden, ob es schon in den letzten Zügen lag.

„Ich kann jetzt noch nicht sterben, ich habe noch viel zu reden!“ röchelte der Page. „Der König . . . im Nebel . . . die Kugel des Lauenburger —“ der Tod schloß ihr den Mund, aber er konnte sie nicht hindern, mit einer letzten Anstrengung der brechenden Augen das Antlitz des Königs zu suchen.

Jeder der Anwesenden zog seinen Schluß und ergänzte den Satz nach seiner Weise. Der geistesgegenwärtige Pfarrer aber, dessen Patriotismus es beleidigte, den Retter Deutschlands und der protestantischen Sache — für ihn ein und dasselbe — von einem deutschen Fürsten sich gemeuchelt zu denken, ermahnte sie alle eindringlich, dieses Bruchstück einer durch den Tod zertrümmerten Rede mit dem Pagen zu begraben.

Jetzt, da August Leubelfing sein Schicksal vollendet hatte und leblos neben seinem Könige lag, schluchzte der Vetter: „Nun die Base verewigt und der Erbgang eröffnet ist, nehme ich doch meinen Namen wieder an mich?“ und er warf einen fragenden Blick auf die Umstehenden. Der Magister Todänus betrachtete eben das unschuldige Gesicht der tapfern Nürembergerin, das einen glücklichen Ausdruck hatte. Der strenge Mann konnte sich einer Rührung nicht erwehren. Jetzt entschied er: „Nein, Herr! Ihr bleibt ein Laubfinger. Euer Name wird die Ehre haben, auf dem Grabhügel eines hochgesinnten Mädchens zu stehen, das einen herrlichen Helden bis in den Tod geliebt hat. Ihr aber habt Euer höchstes Gut gerettet, das liebe Leben. Damit begnüget Euch.“

Die Kirche wurde gegen den Andrang der zuströmenden Menge gesperrt und verriegelt; denn das Gerücht hatte sich rasch verbreitet, hier liege der König. Die Toten wurden dann gewaschen und im Chore aufgebahrt. Über alledem war es helle geworden. Als die Kirchtore den mit ungeduldigen Gebärden, aber ehrfürchtigen Mienen Eindringenden sich öffneten, lagen die beiden vor dem Altare gebettet auf zwei Schragen, der König höher, der Page niedriger, und in umgekehrter Richtung, so daß sein Haupt zu den Füßen des Königs ruhte. Ein Strahl der Morgensonne — dem gestrigen Nebeltage war ein blauer, wolkenloser gefolgt — glitt durch das niedrige Kirchenfenster, verklärte das Heldenantlitz und sparte noch ein Schimmerchen für den Lockenkopf des Pagen Leubelfing.

Trügerisches Wohlbefinden.

Von Wilhelm Fließ.

Das berühmte Buch des bekannten Biologen Wilhelm Fließ „Der Ablauf des Lebens“ erscheint dieser Tage in neuer Auflage. Wir reproduzieren nachstehend das folgende interessante Kapitel des gedankenreichen Werkes:

Neben dem Wohlbefinden, das einfach der Gesundheit gehört, gibt es ein gesteigertes Wohlgefühl, den Vorboten sicheren Umschlages. Für dieses Wohlgefühl habe ich den griechischen Ausdruck Euphorie, das ist Wohlbefinden, reserviert, der in der Medizin bisher für einige Sonderfälle angewendet wurde. Ihm kommt aber eine viel allgemeinere Bedeutung zu.

Wer Artur Schnitzlers „Professor Bernhardi“ kennt, weiß von der Euphorie, jenem rätselhaften Überwohlsein vor dem Verlöschen. Ein armes Mädchen liegt in Bernhardis Klinik, rettungslos an Bauchfellentzündung erkrankt. Plötzlich hören ihre Qualen auf. Der Körper wird von wunderbarer Leichtigkeit durchströmt. Da hofft sie auf Genesung. Und diesen Genesungsgedanken will ihr der Arzt nicht durch den Priester rauben lassen, der mit den Sterbesakramenten kommt. Das löst den Konflikt des Stückes aus.

Schnitzler, der selbst Arzt ist, hat hier gerade die Krankheit gewählt, bei der die Steigerung des Befindens vor dem Ende allgemein und seit langem bekannt ist. Vielleicht noch bei der Lungenschwindsucht ist die letzte Scheinbesserung den Medizinern geläufig. Daß aber der „euphorische Auftakt“ ganz allgemein dem natürlichen Tod voraufgeht, davon steht in keinem Lehrbuch auch nur ein — Sterbenswörtchen. Shakespeare freilich weiß das besser:

„Wie oft sind Menschen, schon des Todes Raub, noch fröhlich worden! Ihre Wärter nennen's den letzten Lebensblitz ...“ (Romeo, V. 3.).

Und fragt man die Sprache, so sagt sie: Eines schönen Tages traf ihn der Schlag. Nicht eines bösen Tages, wie man eigentlich voraussetzen sollte. Der Tag war wirklich schön, ehe das Unheil kam.

Therese Devrient erzählt in ihren „Jugenderinnerungen“ mit der ganzen Anschaulichkeit ihres Stils, wie besonders wohl und aufgeräumt ihr Schwiegervater am Abend vor seinem Tode war. Eben so wohl wie dieser „liebe alte Herr“ muß sich auch der Chirurg Dieffenbach befunden haben, als er auf dem Kutscherbock sitzend, mit Peitschenknall beim Operationssaal in der Ziegelstraße vorfuhr, den er lebend nicht mehr verlassen sollte. Er sank mitten im angeregten Vortrag in die Arme seines Assistenten Langenbeck. Oder Thorwaldsen, der im Theater sein Haupt auf die Schulter seines Lieblings neigte, um für immer auszuruhen. Richard Wagner hat am Vorabend seines Todes dem Arzt in heiterster Laune Anekdoten erzählt, ganz ähnlich wie Luther, der noch an seinem Todestag so sprudelnd bei der Mittagstafel saß, daß er durch seine Schnurren alle zum Lachen brachte.

Aber nicht nur am letzten Lebenstage gibt es diese Steigerung des Befindens. Die Euphorie vor dem Tod ist nur das krasseste Beispiel. Auch im Verlauf des Lebens besteht sie. Sie erscheint vor dem Ausbruch von Krankheiten, wenn auch in verschiedener Stärke. Ich habe Kinder morgens lachend in die Schule gehen sehen, die schon um 10 Uhr schwerkrank an Scharlach nach Hause geschickt wurden.

Alltäglich höre ich den Ausbruch schwerer Krankheiten mit den Worten beschreiben: „So wohl war mir seit langem nicht. Da plötzlich kam der Schüttelfrost.“ Wie ein Gesunder eben noch übermütig scherzt und nach zehn Minuten schon den Eindruck völliger Gebrochenheit macht, das haben viele erlebt, wenige in seiner Bedeutung erfaßt. Aber es muß nicht immer ein Fieber sein, auch vor Krämpfen, Gallenschmerzen, neuralgischen und anderen Anfällen liegt der „schöne Tag“.

Fritz Reuter sagte, die Freude sei sein gefährlichster Feind. Denn wenn er sich so recht behaglich und lustig fühlte, so kam der jähe Umschlag, der „Feind“ rückte vor, der periodische Trinkzwang begann und damit alle Leiden, die das Quartalsäufertum so grausam begleiten.

Jetzt verstehen wir, warum der Volksglaube davor warnt, daß man sein Wohlsein rühme. Der Neid der Götter ist nahe.

Und wenn die euphorischen Tage und Wochen und Monate sich summieren, wenn kränkliche, schwache oder greise Menschen gleichsam noch einen Lenzaufschwung erleben, dann steht auch schon der Winter vor der Tür.

Im März 1910 äußerte sich Josef Kainz zu einem vertrauten Freund: „Ich fühle mich so stark wie nur je, und so frisch wie der Fisch im Wasser.“ Schon nach wenigen Wochen mußte er sich an Krebs operieren lassen; und im September starb er.

Gerade im euphorischen Auftakt des Todes schaffen Künstler oft noch Werke von wunderbarer Kraft. Weber hat die „Oberon“-Ouvertüre kurz vor der letzten Verschlimmerung seines Brustleidens geschrieben und Chopin in der gleichen Verfassung die Polonaise in As-Dur.

Glücklicherweise bezahlt man gewöhnlich die guten Tage mit kleinerem Übel. Aber daß auf fruchtbare Tage eine deutliche Leere und Depression folgt, wissen alle schöpferischen Menschen.

Wilhelm Ostwald ist es, wie er in seinem Buch „Große Männer“ erzählt, aufgefallen, daß ein sehr peinlicher Erschöpfungszustand, eine Abspannungskrankheit bei allen aufgetreten ist, sobald sie ihre „große Tat“ vollbracht haben. Als Davy die Natur der Alkalimetalle festgestellt hatte, verfiel er in eine schwere Krankheit. Sein Geist und Körper litten gleichmäßig darunter. Kaum hatte Julius Robert Mayer seine Schrift „Über das mechanische Äquivalent der Wärme“ vollendet, als er in einem Anfall von Delirium aus dem Fenster sprang. Michael Faraday brach nach Vollendung seiner ersten gewaltigen Arbeit zusammen. Seitdem ist er nur vorübergehend in die Höhe gekommen. In euphorischer Zeit haben diese Genies ihre schöpferische Leistung geboren. Nachher war die Krankheit da.

Die Euphorie ist an keine Lebenszeit gebunden. Sie ist im Alter nur durch den Gegensatz auffälliger. Auch der Jugend wachsen die euphorischen Schwingen, und Georg Hermann ist mit seiner tiefspürigen Auffassung der Frühverstorbenen durchaus im Recht. Ihre ganze frühe Entwicklung ist in der Tat eine einzige Euphorie, in der sie restlos alles hergaben, was ihnen verliehen ward.

Für den Arzt hat die Euphorie ihre sehr ernsten Seiten. Er darf sich durch eine plötzliche subjektive Besserung allein nicht verleiten lassen, den Anfang der Genesung anzunehmen. Ich kenne der Beispiele genug, wo selbst berühmte Ärzte dieser Täuschung verfielen, den Kranken vorzeitig verließen und allzu bald erfahren mußten, wie nahe das Ende war oder die Verschlimmerung. Besonders bei der tückischen Blinddarmentzündung kann diese Täuschung zum Verhängnis werden, wenn die Schmerzen plötzlich nachlassen und der Arzt meint, die Operation könne nun unterbleiben. Aber nach einer kurzen Euphorie tritt unter erneutem, bohrendem Schmerz der Durchbruch in die Bauchhöhle ein und das Schicksal des Kranken ist besiegelt.

Man sollte anderseits auch keine aufschiebbare Operation für den Folgetag eines euphorischen beschließen. Denn Narkosenstörung, Nachblutungen und Infektionsgefahren werden dadurch unnötig heraufbeschworen. Geht man als aufmerksamer Beobachter den „unglücklichen Zufällen“ des Chirurgen nach, so wird man erstaunt sein durch die Wahrnehmung, wie häufig die Euphorie Vorbotin war. Sie hätte auch Warnerin sein sollen.

Unentdeckte Dichter heraus!

Ein Besuch des „Poesie-Direktors“.

Ein alter Mann hatte meiner Hausangestellten auf der Straße einen Zettel in die Hand gedrückt: „Können Sie dichten?“ stand oben drauf. „Warum werden Sie nicht Dichter?“ las man darunter. „Dichter heraus! Alle Tore der Welt stehen Ihnen offen, greifen Sie zu, schließen Sie sich unserem Bunde der Dichter an, schreiben Sie uns — und morgen sind Sie der Unsere!“

Und meine Hausangestellte schrieb. Ich diktierte ihr den Brief in die Feder. Mit allen Schreibfehlern der ungeübten Hand sandte sie ihn ab, um schon zwei Posttage später die Beitrittserklärung mit dem Titel „Fräulein Schriftsteller“ auf dem Briefumschlag in den Händen zu halten. Wenn die junge Poetin dem Dichter-Bunde zu folgen beabsichtige, so genüge als „ordentliches Mitglied“ ein sofort zu zahlender Beitrag von 5000 Mark, wenn sie aber „Förderer“ des Dichterbundes zu werden gedenke, so habe sie „einmaligst“ 30 000 Mark der Geschäftsleitung zu übersenden; fühle sie den Ehrgeiz, „Stifter“ zu sein, so sei er mit 150 000 Mark zu begleichen; den Ehrentitel „Gründer“ des „Dichter-Bundes“ mit Anerkennungsdiplom erhalte sie gegen Anweisung von 300 000 Mark.

Sie dankte für die freundliche Einladung in einem Brief, ließ den Wunsch nach dem Anerkennungsdiplom eines Gründers durchblicken und bat um aufklärenden Besuch eines Vertreters des Dichterbundes. Meine Poetin hatte kaum das Schreiben in den Kasten versinken lassen, als es schon bei uns läutete: der Herr Präsident waren höchsteigenhändig erschienen.

Ich empfing ihn in Vertretung des zurzeit leider abwesenden jungen Mädchens. (Es holte gerade auf dem Wochenmarkt ein.) Der Herr Präsident war ein für einen solchen Posten ungewöhnlich junger Repräsentant, im dunk-

len, auf Taille sitzenden Mantel, Blume im Knopfloch, grellgelben, halb zurückgeschlagenen Zwirnhandschuhen, sorgsam gepflegtem Zylinder und hellblondem Spitzbart. Der Herr Präsident ließ sich ohne längere Einleitungsrede in den Ledersessel fallen, steckte sich eine ihm gebotene Zigarre an und begann von den Zielen seines Bundes zu berichten. Seine Organisation bedeute das Kolumbus-Ei des schriftstellerischen Erfolges. Er erfasse alle bisher brachliegenden Dichter-Kräfte, sorge für die Veröffentlichung ihrer Werke und vertreibe sie nur an die Mitglieder. Auf diese Weise sei jedem Poeten ein gewisser Absatz gesichert. Der Herr Dichter-Präsident habe bereits aus ganz Deutschland, aus Österreich, ja, sogar aus der Tschechoslowakei und Polen begeisterte Anerkennungs- und Zustimmungsschreiben bisher unentdeckter Reimer erhalten. Er habe schon eine gute Bundesbüro-Einrichtung erwerben können. Und wenn seine Idee weiter so gefalle, so würde er in geringer Zeit eine Tiergartenvilla als Dichter-Klub- und Vereinshaus wenigstens für seine Berliner Mitglieder (finanzieller Provenienz!) kaufen können. Bisher hapere es nur mit den Beiträgen. Dichtwerke hätten seine Getreuen zwar in Massen eingesandt. Waschkörbe voll. Sowie der Herr Präsident aber die Voreinsendung eines Prüfungshonorars — nur 1000 Mark pro Schreibmaschinenseite — oder gar den fälligen Beitrag einfordere, so ließen die Dichter einfach nichts mehr von sich hören und verzichteten sogar auf ihre Geisteserzeugnisse. Er lasse sich jedoch durch derlei Kinderkrankheitserscheinungen der unentdeckten und deshalb noch undisziplinierten Dichterwelt nicht von seinem Ziele abschrecken. „Helft meinem Bunde," meinte er in ehrlicher Begeisterung, „so werde ich auch euch unterstützen!" Der Herr Präsident griff nach der zweiten Zigarre. Wo nun meine Dichtungen versteckt seien? „Nur heraus damit, keine falsche Scheu!" rief er jovial. Ich klärte den Irrtum auf. Nicht ich sei der Dichterbund-Interessent, sondern meine — ich machte eine Pause, um mich an dem Zusammenbruch des Herrn Dichterfürsten zu weiden — meine Hausangestellte.

„Hat sie denn so viel Geld?"

„Sie ist aus gutem Hause. Der Vater hat eine Molkerei!"

„Ausgezeichnet! Unsere stärksten Begabungen kommen aus der Landbevölkerung. Sie sehen hier am stärksten, wie notwendig unsere Organisation ist. Dichten Sie denn ganz und gar nicht?? Sonst hat doch jedes anständige Menschenkind sein Dutzend Reime im Schreibtisch. Das ist ja eben unsere Stärke. Unser Bund wendet sich nicht an einzelne Gesellschaftsschichten. Wir betteln um das Ohr des ganzen dichtenden Volkes. Darf ich Sie übrigens gleich als Gründer oder als Stifter bei uns eintragen? Ihre Angestellte kann ja später folgen. Bedenken Sie: Mancher Schatz, um den es schade, liegt in einer Schreibtischlade; aller Schund zu aller Schand geht gedruckt von Hand zu Hand!"

Als er einsah, daß er kein Glück hatte, verbat er sich derlei Besuchs-Aufforderungen „ohne realen Zweck". Dazu sei ihm die Zeit zu kostbar. „Wieviel Dichter hätte ich inzwischen entdecken können!" fluchte er im Flur. „Haben Sie das Gefühl, daß Sie der Bewegung schaden?" Ohne Gruß an sein Mitglied in spe, meine Hausangestellte, verließ er das undichterische Heim. „Wo ist Nummer 98?" fragte er draußen, schon auf der Treppe.

„Gleich das Nebenhaus!"

Und der Herr Präsident eilte weiter zum Nachbar — mit neuem Mut auf der Suche nach ungehobenen Schreibtischladenschätzen ...

Denn: so eine Villa im Tiergarten, die will bezahlt sein. („Voss. Ztg.")



□□ Bunte Chronik □□



* **Wetterpropheten.** Alle Kleesorten sind Wetterverkündiger. Wenn Regen im Anzuge ist, schließen sich die Blätter dicht zusammen und weichen erst beim Eintritt einer günstigeren Wetterlage wieder von einander. Ein oder zwei Tage vor dem Eintritt von Regen schwellen aber auch die Stengel stark an und werden dadurch steifer, wodurch sich die Blätter weit mehr als gewöhnlich in die Höhe richten. Die Blätter der Roßkastanie stehen fächerähnlich in einer fast wagerechten Ebene, so lange gutes Wetter ist und noch anzuhalten verspricht. Tritt aber Regen ein, so senken sie sich herunter, als wollten sie dem herabfallenden Wasser weniger Widerstand bieten. Eine Spinne, die an ihrem Netze webt, kann als Vorzeichen eines schönen Tages betrachtet werden. Wenn sie das am Morgen tut, kann man getrost auf gute Witterung für den laufenden Tag rechnen, tut sie es am Abend, so wird wenigstens die ganze Nacht und der nächste Vormittag schön sein. Die Schwalben fliegen bei fortdauerndem schönen Wetter hoch in der Luft umher. Ziehen dagegen Regenwolken an, so huschen die Vögel, selbst wenn diese Wolken noch weit entfernt sind, dicht über dem Erdboden hin. Das kommt daher, weil die Insekten, von denen sich die Schwalben nähren, die Feuchtigkeit der Luft schon lange vor dem Eintritt des Regens spüren und wie Schutz suchend nahe der Erde umherschwirren.

*

* **Eine Stadt zieht um.** Natürlich in Amerika, und ebenso natürlich keine Stadt im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Siedlung, die von einer Sägemühlengesellschaft errichtet wurde. Es sind 76 Häuser, die aus ihren Fundamenten gehoben und in eine Nachbargemeinde geschafft werden. Die Siedlung heißt Jennings und zieht nach dem zwölf Meilen entfernten Orte Cardillac um.

*

* **Kunstkritik.** Ein sehr bekannter Pariser Maler hatte ein Bild gemalt, das ihn selbst neben seiner Frau zeigte. Bevor er es zur Ausstellung sandte, rief er seinen kleinen Sohn, ein gewecktes Bürschchen von sechs Jahren, ins Atelier und fragte ihn, wie er das Bild finde. Der Kleine sah sich das Gemälde längere Zeit an und erklärte dann: „Es ist sehr schön, aber sage mal, Papa, wer ist denn eigentlich die Dame auf dem Bild?" — „Ja, mein Gott, kennst du denn deine Mutter nicht?" rief der Maler erstaunt, „das ist doch Mama!" — „So, das ist Mama! Aber dann sage mir mal, Papa, wieso du dazu kommst, neben die Mama einen fremden Mann zu malen. Wer ist denn eigentlich der Herr?"

*

* **Balzac und der Einbrecher.** Honoré de Balzac lag einmal nachts im Bett, ohne einschlafen zu können. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch ein Geräusch an einem Schloß erweckt; er erhob sich aus den Kissen, wandte den Kopf und sah bei dem schwachen Licht seiner Nachtlampe einen fremden Kerl, der sich lautlos eingeschlichen hatte, vor seinem Sekretär stehen, Einbrecherwerkzeuge in der Hand. Es war ein kritischer Augenblick; Balzac gewann aber sofort die Fassung und anstatt um Hilfe zu schreien, lachte er laut auf. Der Einbrecher starrte bestürzt nach dem Bett; Balzac lachte aber immer lauter. „Worüber lachen Sie?" rief endlich der Kerl. „Worüber ich lache? Darüber, daß Sie ein so großer Esel sind und Kopf und Kragen riskieren, um in einem Schreibtisch Geld zu suchen, in dem ich selbst bei hellem Tage keines finde." Verblüfft drückte sich der Dieb; Balzac hatte durch seine Geistesgegenwart nicht nur den erheblichen Inhalt des Sekretärs, sondern womöglich auch sein Leben gerettet.

*

* **Die nützlichen Schlangen.** Vor Schlangen hat wohl jeder Mensch mehr oder weniger großen Abscheu, und die Ausrottung des verhaßten Tieres gilt als erstrebenswertes Ziel. Und doch verdienen die Schlangen keineswegs den Haß, mit dem man sie allenthalben verfolgt. Ganz abgesehen davon, daß selbst die giftigen Arten den Menschen nur angreifen, wenn sie gereizt werden, leben alle Schlangen, ganz gleich ob giftige oder harmlose, in der Hauptsache von kleinen Nagetieren, die durch ihre Wühlarbeit Wurzeln, Blätter und Samen vernichten, das Keimen und die Entwicklung der Pflanzen hindern und dadurch der Landwirtschaft ungeheuren Schaden verursachen. Alle Mittel, diese Schädlinge auszurotten, die dank ihrer ungeheuren Fruchtbarkeit zu Milliarden heranwachsen, haben sich als unzulänglich erwiesen. Um sich einen Begriff von der unendlichen Zahl dieser Pflanzenschädlinge zu machen, sei nur darauf hingewiesen, daß man in verschiedenen Gebieten Amerikas 750 verschiedene Arten von kleinen Nagetieren gezählt hat, die alljährlich dem Ackerbau für hunderte Millionen Dollars Schaden zufügen. Die Natur hat zwar dafür gesorgt, daß diese Nager in Vögeln und einigen Säugetieren erbitterte Feinde finden; leider aber werden diese Helfer im Kampf gegen die Schädlinge ihrerseits von den Menschen wegen ihrer Federn und Pelze eifrig verfolgt. Eine Schlange mittlerer Größe ersetzt gut und gern ein Dutzend bester und teurer Fallen und sucht obendrein den Feind in seiner Höhle auf. Eine größere Schlange verzehrt in nüchternem Zustand mühelos ein ganzes Nest von Kaninchen, dazu sechs bis acht Mäuse und zwei bis vier große Ratten in einer einzigen Mahlzeit. Da nun eine Feldmaus durchschnittlich zehn Pflanzen im Jahre vernichtet und eine Schlange von April bis Oktober rund 150 Mäuse aufzufressen vermag, so bedeutet ihre Tätigkeit die Rettung von 1500 Nutzpflanzen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.